Gerichtssaal.

Königliches Schöffengericht.

: **Leipzig**, 27. Juni.

Zu einer ernsten Schlägerei kam es in den Abendstunden des 11. März in einer Gastwirtschaft in Bentzsch, wo der Geschirrführer R., A., F., Br. und H. eingekehrt waren. Aus ganz geringfügiger Ursache geraten die Leute mit einigen ebenfalls in der Wirtschaft sich aufhaltenden Arbeitern aneinander, aus dem Wortwechsel entwickelten sich Tätlichkeiten und nun wurden die Arbeiter zuerst im Lokal und dann auf der Straße in ärgster Weise mißhandelt, mit den Fäusten geschlagen, zu Boden geworfen und mit den Füßen getreten. Besonders haben sich R. und A. bei diesen Rohheiten ausgezeichnet, sie wurden denn auch vom Gericht ganz empfindlich bestraft, wo sich die Angeklagten wegen gefährlicher Körperverletzung zu verantworten hatten. R. wurde zu zwei Monaten und zwei Wochen, A. zu vier Monaten und F. sowie Br. zu je zwei Wochen Gefängnisstrafe verurteilt, dagegen wurde H., dem eine Teilnahme an den Mißhandlungen nicht nachgewiesen werden konnte, kostenlos freigesprochen.

Königliches Landgericht.

ab. **Leipzig**, 27. Juni.

Ein Reisegeldschwindler. Aus dem Brandenburger Zuchthause vorgeführt, in dem er gegenwärtig eine ihm von den Landgerichten Naumburg und Berlin I zuerkannte Gesamtstrafe von zwei Jahren drei Monaten verbüßt, hatte sich der angebliche Musiklehrer Anton Göggel aus Sigmaringen vor dem hiesigen Landgericht wegen schwerer Urkundenfälschung und Rückfallsbetrugs zu verantworten. Am 4. Mai vorigen Jahres war der 31 Jahre alte, sehr oft vorbestrafte Angeklagte in der Wohnung der Frau Hofrat v. D. erschienen und hatte ein Schreiben des Professors Dr. W. vorgelegt, in dem dieser ihn dem Wohlwollen der Frau v. D. empfahl. In dem Schreiben teilte der Professor der Frau Hofrat mit, daß der Ueberbringer des Briefes durch Krankheit in Not geraten sei. Er habe eine Stellung als Musiklehrer in Stuttgart in Aussicht, es fehle ihm aber das Reisegeld. Er (der Professor) habe dem Bittsteller bereits die rückständige Miete gezahlt. Frau Hofrat v. D. hielt den Inhalt des Briefes für wahr und gab dem Göggel, der die Angaben des Briefes noch mündlich bestätigte, das Reisegeld in Höhe von 22,50 ℳ. Nachträglich stellte es sich heraus, daß der Brief gefälscht war. Göggel verübte dann in der Hamburger Gegend noch ähnliche Reisegeldschwindeleien, bis er schließlich festgenommen wurde. Während er noch in Naumburg in Untersuchungshaft saß, wurde bekannt, daß er auch in Berlin ein gleichartiges Schwindelmanöver ins Werk gesetzt hatte. Göggel ist in Wirklichkeit gar kein Musiklehrer, wie er den Personen, die ihn aus Gutmütigkeit unterstützt hatten, vorgeschwindelt hatte, sondern er ist von Beruf Kellner und hat sich nebenbei nur fleißig mit Musik beschäftigt. In der Hauptverhandlung legte der Angeklagte, der bis dahin hartnäckig geleugnet und den Verdächtigen gespielt hatte, ein offenes Geständnis ab. Vor allen Dingen gab er auch an, den Brief geschrieben zu haben, was er früher ebenfalls in Abrede gestellt hatte. Das Gericht verurteilte Göggel, der nach dem ärztlichen Gutachten geistig etwas minderwertig ist, einschließlich der obenerwähnten Strafe zu insgesamt zwei Jahren sieben Monaten Zuchthaus, 300 ℳ Geldstrafe und fünf Jahren Ehrenrechtsverlust.

Sh. **Schwerin**, 26. Juni.

Unterschlagungen in einer Irrenanstalt. (Fortsetzung.) In der heutigen Verhandlung werden die Unterschleife bei der zweiten mecklenburgischen Landesirrenanstalt Gehlsheim bei Rostock erörtert. Der Angeklagte Landwirt Baack hatte auch für diese Anstalt die Butterlieferung. Er soll erheblich mehr in Rechnung gestellt haben, als er in Wirklichkeit lieferte. Der Angeklagte Baack bestreitet jede Schuld. — Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Schmidt, hält ihm wiederholt vor, daß er dadurch, daß er alles bestreite, sich nur noch mehr verdächtig mache. — Angekl. Baack: Ich kann doch nicht sagen, was ich nicht weiß. — Hierauf wird in die Zeugenvernehmung eingetreten. Erster Zeuge ist der Geh. Obermedizinalrat Schwandt, der Direktor der Anstalt in Gelsheim. Er erklärt, daß er die Entscheidung bei Submissionen stets selbst treffe und daß er den Lieferanten sowohl als den Beamten verboten habe, mit einander zu verkehren. Er habe bei den Lieferungen nichts von Unregelmäßigkeiten bemerkt. Er habe auch nicht bemerkt, daß der verstorbene Betriebsinspektor Gramm ungerechtfertigte Sporteln aus seiner Stellung gezogen hatte. Allerdings sei ihm aufgefallen, daß die Fleischlieferung vorübergehend einmal nur aus Hammelköpfen bestanden habe. Gramm wollte ihn überreden, daß das eine sehr gute Sache sei, er habe ihm das aber nicht geglaubt und daraufhin schärfere Kontrolle ausgeübt, so daß späterhin die Lieferungen zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sind. Es wird dann Frau Gramm, die Witwe des Betriebsinspektors Gramm, vernommen. Sie erklärt, daß sie wöchentlich 3 Pfund Butter vom Angeklagten Baack erhalten und daß ihr Mann diese Butter auch bezahlt habe. — Der Vorsitzende legt ihr daraufhin die Rechnungen vor, die ihre Handschrift haben. Nach längerem Zögern gibt die Zeugin zu, daß sie selbst diese Rechnungen später ausgestellt habe, damit sie nach dem Tode ihres Mannes nicht in die Lage käme, Rechnungen noch einmal zu bezahlen, die sie und so alt wären. Die Witwe Gramm bekundet noch, daß der Angeklagte Baack nach dem Zusammenbruch gesagt hätte: Wenn der Untersuchungsrichter zu meinem Mann käme, so wisse er doch, daß er ihm alles bezahlt habe, wenn sie sich zufällig in der Kneipe trafen. — Der Vorsitzende meint, daß das doch sehr für die Schuld des Angeklagten Baack spräche. — Der Angeklagte Baack behauptet, sich hieran nicht mehr zu erinnern. — Hierauf berichtet der Sachverständige Kolz über die Ergebnisse seiner Prüfung der Bücher usw. An seine Ausführungen knüpft sich eine lange Erörterung über die Frage, ob in Gelsheim überhaupt Unterschleife vorgekommen sind oder nicht, worauf die heutige Sitzung geschlossen wurde.

Prozeß Peters.

(Fortsetzung.)

Sh. **München**, 27. Juni.

Als erster Zeuge wird heute der Reichstagsabgeordnete Bebel aufgerufen. Auf die Frage, was er zur Angelegenheit selbst sagen könne, erklärt er, daß er die Sache zum ersten Male am 13. März 1896 im Reichstage besprochen habe. Er sei dazu veranlaßt worden durch das bekannte Petersche Buch über die Emin Pascha-Expedition und durch private Mitteilungen von anderen über das Treiben von Dr. Peters am Kilimandscharo. Er habe aus allen den Mitteilungen entnehmen müssen, daß Dr. Peters ein rücksichtsloser und gewaltsamer Mensch war. U. a. wurde erzählt, daß Dr. Peters bei der Emin Pascha-Expedition rücksichtslos auf Schwarze habe schießen und Dörfer habe niederbrennen lassen. Ein ganz charakteristischer Fall dieser Art sei ihm erzählt worden, daß Dr. Peters auf einem Marsche einen Häuptling niederschießen ließ, der nichts weiter getan habe, als daß er ihm

über den Weg gelaufen

war. In seinem eigenen Buche erzählt Dr. Peters noch ganz andere Sachen. Er sagt darin selbst, daß er seine schwarzen Träger sehr hart behandelt habe. Bei allen den Sachen habe Dr. Peters eine Härte gezeigt, die durch nichts gerechtfertigt war. Er habe dann auch die Fälle Mabruk und Jagodja zur Sprache gebracht und ebenso den Tuckerbrief. Letzterer Brief war ein ungeheuerliches Geständnis des Dr. Peters über seine Taten am Kilimandscharo. Der Brief sei allerdings als eine Fälschung später erkannt worden. Seine Rede habe seinerzeit im Reichstage und in der Oeffentlichkeit das größte Aufsehen erregt. Im Reichstage wurde drei Tage darüber debattiert. Der Kolonialdirektor Dr. Kayser habe mehrmals in der Sache das Wort ergriffen und das Verhalten des Auswärtigen Amts und der Kolonialabteilung gegen Dr. Peters verteidigt. Dr. Hammacher habe schließlich erklärt, er verstehe nicht, daß Dr. Peters noch immer im Dienst sei. Später wurde der Bischof Tucker aufgefordert, erklärte aber, daß er von dem Brief, der an ihn gelangt sein sollte, nichts wisse. Es wurde dann behauptet, es läge nur ein Irrtum in der Person des Empfängers vor. Nicht der Bischof Tucker, sondern der englische Bischof Smith habe den Brief erhalten. Die Ermittelungen, die hierüber angestellt worden, ergaben aber auch kein Resultat. Er, Bebel, habe dann später im Reichstage erklärt, wenn er sich überzeugt hätte, daß der Tuckerbrief nicht existierte, daß er die hierauf bezüglichen Vorwürfe gegen Dr. Peters zurücknehme. Im übrigen habe er vom Auswärtigen Amt noch einmal Aufklärung verlangt und die Vorlegung der Geheimakten über die Fälle Peters gefordert. — Ich erkläre schon jetzt, daß ich diese Angelegenheit im Herbst im Reichstag weiter vorbringen werde und dann erwarte, daß von Regierungsseite selbst und dem Reichstage eine durchgreifende Besprechung der ganzen Sache noch einmal stattfindet. Hierauf erhebt sich Dr. Peters und bemerkt: Herr Abgeordneter, Sie sind von der Emin-Pascha-Expedition ausgegangen und stellen mich als einen ungerechten grausamen und rücksichtslosen Menschen hin. Sie haben das auch schon früher getan. Sie tun das aber immer, ohne auf die besonderen Verhältnisse hinzuweisen, unter denen die Emin-Pascha-Expedition tatsächlich vor sich ging. Sie sagen, ich hätte einen Häuptling niederschießen lassen, nur weil er nicht vom Wege gegangen sei. Sie vergessen aber ganz, daß wir uns im Kriegszustande befanden, und daß der Häuptling zu unseren Feinden gehörte, die uns erst am Tage vorher eine Schlacht geliefert hatten. Er gehörte zu dem feindlichen Stamm der Masai. Glauben Sie, ich habe die Masai zu meinem Vergnügen bekämpft. Das geschah lediglich aus dem

Gebot der Selbstverteidigung.

Ich mußte strenge Maßregeln ergreifen, um überhaupt zu Emin Pascha zu stoßen. Sie werden mir zugeben, daß, wenn Sie nur von einem Gesichtspunkte aus erzählen und nicht auch die Ansicht der Gegenseite hören, Sie zu falschen Schlüssen kommen müssen. Wenn erzählt wird, daß ich einfach den Häuptling niederschießen ließ, weil er nicht von der Straße wegging, so muß man allerdings annehmen, ich sei ein grausamer Mensch. Sie erzählen ferner, ich hätte eine Anzahl Dörfer niederbrennen lassen. Das geschah aber in Deutschostafrika und nicht auf der Emin Pascha-Expedition. Sie werden zugeben, es ist etwas ganz grausames, wenn plötzlich Dörfer niedergebrannt werden. (Bebel, dazwischen rufend: gewiß.) Aber Sie werden ohne weiteres zugeben, daß ich in Ostafrika anders handeln mußte als in Oberbayern. Wenn Sie, Herr Abgeordneter Bebel, damals Afrika kennen gelernt hätten, ich bin überzeugt, Sie würden ebenso gehandelt haben wie ich, denn Sie scheinen mir doch auch ein sehr energischer Herr zu sein. Nach Ihrer Angabe sollen alle Parteien mit Ausnahme der freikonservativen Partei ihren Abscheu über mich und meine Handlungsweise am Kilimandscharo ausgesprochen haben. Das ist nicht richtig. Die Herren haben nicht meine Handlungsweise verabscheut, sondern nur das, was Sie als authentisch über meine Handlungsweise im Reichstage vorgetragen haben. Das ist etwas ganz anderes. Diese Taten hätte ich ebenfalls verabscheut, genau wie Sie das tun, Herr Bebel; es ist angenommen worden, daß der sogenannte Tuckerbrief echt sei und deshalb bin ich von so vielen verurteilt worden. Nun sich aber der Tuckerbrief als falsch erwiesen hat, so sind doch alle Ihre Folgerungen aus dem Briefe hinfällig. Es wird hierauf der sogenannte Tuckerbrief verlesen. Es heißt darin, Dr. Peters sei mit der Jagodja nach abessinischem Recht verheiratet gewesen und er habe sie deshalb nach ihrem Verkehr mit Mabruk als Ehebrecherin hängen lassen. — Dr. Peters: Solche Behauptungen werden von einem alten Parlamentarier, wie es der Abg. Bebel doch ist, mit vollster Bestimmtheit im Reichstage vorgebracht und ausgesprochen. Er hat es nicht für nötig gehalten, bevor er öffentlich Anklage erhob, sich darüber zu orientieren, ob der Brief an den Bischof Tucker wirklich abgesandt worden war und ob er überhaupt existierte. Nach Verlesung dieses gefälschten Briefes erfolgte natürlich allgemeine Entrüstung, nicht nur in Deutschland, sondern weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Wären die Tatsachen richtig, die dort behauptet wurden, so würde ich sie selbstverständlich ebenfalls verurteilen. Ich will dem Abg. Bebel nicht den Vorwurf der Leichtfertigkeit machen, aber bevor er den Brief vorlas, mußte er sich überzeugen, ob er richtig war. Das war

Pflicht eines Ehrenmannes.

Diesen Vorwurf kann ich dem Abg. Bebel nicht ersparen. Bebel hat selbst erklärt, daß der Brief falsch war. Trotzdem wurde ich verurteilt. Intrigen führten dazu, daß das Verfahren gegen mich auch nicht eingestellt wurde, als die Fälschung längst bekannt war. Die damaligen Verhandlungen hatten nichts gegen mich ergeben. Ich hatte es für Ihre Pflicht, hier öffentlich zu erklären vor dem Gerichte und vor dem ganzen Lande, wer Ihnen die Mitteilungen von dem Tuckerbrief gemacht hat. Sie haben früher gesagt, es sei ein angesehener Mann gewesen, der Ihnen das alles vorgelogen hat. Nennen Sie uns den Namen, damit Sie sich von dem Vorwurf der Leichtgläubigkeit reinigen können. — Sachverständiger Pater Acker: Es liegt wohl ein Mißverständnis vor. Der englische Bischof Smith hat einmal gesagt, er sei entrüstet über die Vorgänge am Kilimandscharo und wolle mit einem Mörder nichts zu tun haben. Es liegt hier vielleicht doch ein Mißverständnis vor, und handelt es sich um ein Schreiben an Bischof Smith, in dem Dr. Peters zugegeben hat, daß die Hinrichtung von zwei Schwarzen stattgefunden habe, selbstverständlich nach Untersuchung des Tatbestandes und nach ordentlichem Gerichtsverfahren. — R.-A. Dr. Rosenthal: Dieser Brief ist von Dr. Peters später selbst veröffentlicht worden und ich finde in seinem Inhalt absolut nichts Belastendes. — R.-A. Dr. Bernheim: Die allgemeine Entrüstung war nicht nur auf den Inhalt des Tuckerbriefes zurückzuführen, sondern auch auf Unmenschlichkeiten in anderen Fällen, die der Kolonialdirektor Dr. Kayser im Kolonialrat vorbrachte. — R.-A. Dr. Rosenthal: Das Verhalten Dr. Kaysers war doch sehr sonderbar. Man weiß nicht, ob er aus eigener Initiative gehandelt, oder ob er von mächtiger Hand zu seiner Intrige getrieben worden ist. — Dr. Peters: Ich kann folgendes erklären: Kurz nach dem Verlassen der Kilimandscharostation kamen Leute zu mir, Schwarze und Weiße, die allerlei Gerüchte über mich mußten. Einige Zeit nachher kam ich durch das Gebiet des Bischofs Smith von der englischen Afrikamission. Es kam zu Verhandlungen, ob ich dem Bischof einen Besuch machen sollte. Der Bischof schrieb zurück, er bedauere, mich nicht empfangen zu können, weil er von mir verschiedenes Belastendes aus dem Kilimandscharogebiet gehört habe. Ich sollte mich zunächst darüber erklären. Nachdem ich schon vorher von den unerhörten Beschuldigungen gehört hatte und nun auch aus dem Munde des englischen Bischofs das wiederholt erfuhr, wurde ich selbstverständlich empört. Ich fragte mich, wie kommt

ein englischer Untertan

dazu, mich als kaiserlich deutschen Reichskommissar zur Rede zu stellen, noch dazu über Dinge, die ich gar nicht begangen habe. Ich gebe zu, daß ich dann einen sehr hochmütig gehaltenen Brief an den Bischof Smith geschrieben habe, den ich aber schließlich nicht absandte, um keine Differenzen hervorzurufen. Der Brief war in dem Sinne gehalten, daß ich als deutscher Reichskommissar mir von einem englischen Bischof nichts sagen lasse und daß ich es im übrigen ablehnen müsse, irgendwelche Aufklärungen zu geben. Dieser Brief ist später von mir veröffentlicht worden, und daraus sind die Mißverständnisse entstanden, als ob ich den Tuckerbrief tatsächlich geschrieben und noch an einen anderen Bischof als an diesen gerichtet hätte. Ich habe also überhaupt an keinen englischen Bischof geschrieben und der angebliche Tuckerbrief bleibt eine ganz niederträchtige, ehrlose Erfindung eines Toten. Zu mir hat der Bischof Smith nichts davon bemerkt, daß er mit einem Mörder nichts zu tun haben wolle. — Pater Acker: Wie gesagt, es muß ein Mißverständnis vorliegen. Ich gebe Dr. Peters gern zu, daß Bischof Smith sich nicht in abfälliger Weise über ihn geäußert hat. — Zeuge Abg. Bebel: Zur Charakteristik des Dr. Peters stelle ich fest, daß er in seinem Buche über die ehemalige Paschaexpedition selbst erzählt, er habe einen schwarzen Diener, der ihm ein Verbrechen gestohlen hatte, was er zu Mittag essen wollte, in folgender Weise bestraft: Ich wiederhole, ich gebe das wieder nach der eigenen Erzählung des Dr. Peters über die Emin Pascha-Expedition. Dr. Peters hat dem Diener zunächst ein Brechpulver gegeben, damit das gestohlene Gut soweit als möglich wieder herauskomme. Zweitens habe er ihn 25 Peitschenhiebe überziehen lassen und drittens mußte der Arme den Tag über in Ketten liegen. Das ist eine unerhörte, barbarische, niederträchtige Handlungsweise. Weiter sagt Dr. Peters selbst in seinem Buche, daß er den Stamm der Massai, der auf den Bäumen saß, als er mit seiner Expedition durch den Busch zog, zu Dutzenden von den Bäumen habe abschießen lassen. — Dr. Peters: Es ist unglaublich, mit welchen Dingen der Abg. Bebel hier operiert. Ich habe in meinem Buche in humoristischer Weise den Diebstahl des Verbrechens durch meinen Diener wiedergegeben. Wenn ich nicht einmal das Recht habe, mein Eigentum gegen Diebstahl zu schützen, so hätte ich bald aufhören können, als Reichskommissar im schwarzen Erdteil meine Aufgaben zu erfüllen; wenn ich einen solchen Diebstahl durchgehen ließe, so riskiere ich das Leben der ganzen Expedition. — R.-A. Dr. Rosenthal: Wie kann man mit solchen Dingen kommen, wenn 65 Leute durch das Gebiet von etwa 150 000 kriegerisch gesinnten, feindlichen Negern ziehen. Frhr. v. Tiedemann, der mit Dr. Peters an dem Zuge teilgenommen hat, hat ihm in seinem Buche ausdrücklich das höchste Lob gespendet. Er sagt, Dr. Peters habe Emin Pascha vom sicheren Tode errettet, und da wagt man hier wegen des

gestohlenen Perlhuhns

eine Szene zu machen. — Sachverständiger Eugen Wolff: Ich meine, man kann ganz gut ohne Grausamkeiten durch Afrika reisen. Ich habe dasselbe Land, das Dr. Peters ein Jahr vorher bereiste, ein Jahr später wiedergesehen, ich habe Expeditionen in französischen, portugiesischen und englischen Gebietsteilen gemacht, war zuletzt noch im Auftrage des Königs von Belgien im Kongostaat, ich habe Afrika von Norden nach Süden, von Osten nach Westen durchquert, ich kann nur sagen, ich habe während der ganzen Expedition durch das Gebiet, das Dr. Peters bereist hat, nicht nötig gehabt, auch nur einen Schuß abzufeuern. Dann möchte ich noch folgendes mitteilen: Nach Beendigung meiner Expedition kamen drei Reichstagsabgeordnete zu mir, darunter die Abgg. v. Massow und v. Kropp-Leipzig. Sie wollten vor der Entscheidung des Disziplinarhofes von mir wissen, was Dr. Peters eigentlich auf seinen Expeditionen alles getan hat. Ich sagte offen: Peters baut sich seinen Galgen selbst. Zwei Jahre später kamen die Herren wieder. Damals war die neue Untersuchung gegen Dr. Peters eingeleitet. Sie sagten zu mir: Herr Wolff, Sie haben recht gehabt. — Zeuge Abg. Bebel: Ich muß folgendes erwähnen: Ueber die Behandlung der Schwarzen in Afrika stehen die Meinungen der alten Afrikaner selbst sich diametral gegenüber. Ich konstatiere, daß Dr. Peters sich mit seinen eigenen Freunden nicht im Einverständnis befindet. Einer verlangt größtmögliche Rücksichtnahme auf die Schwarzen, andere verlangen wieder größte Roheit und Grausamkeit im Sinne von Dr. Peters. Daß dieses Rezept nicht richtig ist, hat ja der Afrikareisende Eugen Wolff soeben dargetan. Ich erinnere da auch noch an Livingstone, Emin Pascha u. a., die ohne jede Grausamkeit ihrem Ländern große Gebiete erschlossen haben. Dr. Peters hätte das auch nur müssen im Interesse des Ansehens des Deutschen Reichs. Er hat das nicht getan, und das mache ich ihm zum Vorwurf. Bebel verliest weitere Stellen aus dem Buche des Dr. Peters über die Emin Pascha-Expedition, um angebliche weitere Grausamkeiten nach dessen eigenen Zugeständnissen zu konstatieren. — R.-A. Dr. Rosenthal bedauert im Anschluß hieran, daß Bebel sich nicht die Mühe genommen habe, vor diesen Verhandlungen auch das Buch des Herrn v. Tiedemann zu lesen. — Bebel: Das ist ja noch schöner. Ich denke, wenn man das Buch des Dr. Peters selbst gelesen hat, braucht man nicht noch die Schriften seiner Verteidiger zu lesen. — Vors. Oberlandesgerichtsrat Mayer vermittelt zwischen den heftig hin- und herstreitenden Parteien, deren Wortgefecht man im einzelnen kaum noch zu folgen vermag. Bebel bemerkt zum Schluß: Ich stelle fest, daß der Tuckerbrief damals gerade die größte Aufregung hervorgerufen hat, sondern die tatsächlich

ermittelten Scheußlichkeiten.

Den Namen desjenigen zu nennen, der mir den Tuckerbrief gegeben hat, habe ich keine Veranlassung, denn das hat mit dem gegenwärtigen Prozeß nichts zu tun. (Große Bewegung im Zuschauerraum.) Bebel (fortfahrend): Ich wäre ein erbärmlicher Kerl, wenn ich das Vertrauen des Mannes täuschen würde, der mir die Mitteilungen gemacht hat. Das verträgt sich mit meiner Ehre nicht, obgleich ich freilich nicht die Auffassung von der Ehre habe, wie diejenigen Klassen, denen Dr. Peters angehört. Der Leutnant Graf v. Schellendorf hatte dabei nichts zu tun. Sein Onkel war damals preußischer Kriegsminister und mit solchen Herren stehe ich immer kriegerisch. Im Lager des Dr. Peters waren drei Weiber. Die drei Weiber scheinen im gemeinsamen Besitz aller drei Herren gewesen zu sein, wie man das immer von Zukunftsstaat behauptet. — R.-A. Dr. Rosenthal: Ich ersuche doch Herrn Bebel, uns den Urheber des Tuckerbriefes zu nennen. Es ist das ein Gebot der Ehre. Wegen dieser Verleumdung ist Dr. Peters 11 Jahre hindurch in grausamer Weise ins Ausland gehetzt worden. (Bebel lacht.) R.-A. Rosenthal (fortfahrend): Jawohl, ich halte das aufrecht. — Bebel: Das ist ja lächerlich. — R.-A. Dr. Rosenthal (sehr erregt): Wenn Herr Bebel auch Reichstagsabgeordneter ist und ich seine sozialpolitischen Verdienste nicht verkenne, so hat er doch kein Recht, hier meine Behauptungen als lächerlich hinzustellen. (Beifall und Lärm im Zuschauerraum.) — Vors. Oberlandesgerichtsrat Mayer: Herr Bebel hat als alter Parlamentarier hier in dem Tone gesprochen, wie man es im Parlament tut. Mit Rücksicht hierauf habe ich manches, was er im scharfen Tone sagte, nicht beanstandet. Niemand kann aus seiner Haut heraus. Ich bitte die Eigenart des Herrn Bebel zu berücksichtigen. Ich achte jede Eigenart. — R.-A. Dr. Rosenthal: Wenn Herr Bebel Parlamentarier ist, so steht er doch hier als Zeuge vor Gericht und muß sich anders benehmen als im Parlament. Herr Bebel muß das Material zur Klarstellung des Schwindels vorlegen. Er muß den Mann nennen, der die Frechheit gehabt hat,

eine unverschämte Lüge

als eine Tatsache im deutschen Reichstage vorbringen zu lassen. — Vors.: Sie selben das tatsächliche Beweismaterial zu Ihrer damaligen Rede im Reichstage liefern. — Bebel: Dieses Material und der Tuckerbrief stammen aus ein und derselben Quelle. Ich wiederhole, ich werde den Namen meines Gewährsmannes nicht nennen. — Dr. Peters: Herr Bebel hat mich im Jahre 1896 — ich finde keinen parlamentarischen Ausdruck — in der schärfsten Weise verleumdet auf Grund falscher Angaben. Er hat den Tuckerbrief und die Legende von dem inständigen Bitten der Jagodja vorgebracht und er hat mich aus Deutschland, aus meiner Stellung getrieben. Er hat mir mein Ansehen geraubt und nun weigert er sich den Mann zu nennen, der ihm das Material gegeben hat. Er muß den Schurken nennen, der diese unerhörten Beschimpfungen

Feuilleton.

Marken und Münzen.

Von Ferdinand Avenarius (Dresden).*)

Sehen wir von den Kranken, den Gefangenen, den Einsiedern und den Aermsten der Armen ab, so dürfen wir sagen: zweierlei Kunstwerke laufen tagtäglich durch jedes Erwachsenen Hand und nicht ein-, sondern fünf- und zehnmal und öfter: Geldstücke und Briefmarken. Es gibt kein Erzeugnis der plastischen Kunst, das sich mit den ganzaboven Münzen, es gibt kein Erzeugnis der graphischen, ja, es gibt kein Druckerzeugnis überhaupt, das sich mit den Briefmarken an Auflagenhöhe vergleichen könnte. Alle Werke der gesamten übrigen Plastik zusammengenommen bilden sicher noch lange nicht den zehntausendsten Teil der Stückzahl, mit der die Landesmünze auf allen Eisenbahnen, Strömen, Straßen, Gassen und Pfaden vom Meeresstrande durch alle Häuser aller Städte und Dörfer bis zu den Alpengipfeln und wieder zurück und in unendl Kreisen läuft. Millionen von Vaterlandsgenossen bekommen überhaupt ihr Lebtag nie andere Kleinplastik zu sehen, kein einziger Deutscher sieht andere öfter. Und die Briefmarken? Was sind die meistgelesenen Lokalanzeiger und Tageblätter für Zwerglein an Verbreitung, verglichen mit der Zehnpfennigmarke! An der Grenze machen die Münzen Halt, die Postzeichen aber laufen an ihnen vorbei ins Weite. Ich habe früher die Briefmarken Visitenkarten genannt, die ein Land bei dem andern abgäbe. Welch eine besuchlustige Dame wäre dann Frau Germania, wieviel Millionen Visiten machte sie monatlich! Und bis zu welche Gegenden erstreckte sie bei Weißen, Gelben, Braunen, Roten und Schwarzen ihre Besuche! Nein, mein Vergleich trifft nur noch einer Seite zu: die Visitenkarte gibt den ersten Anhalt dafür, ob ihr Besitzer, wie der Bayer sagt, eine Bildung hat. Ob er ein Mann von leidlichem Geschmack ist. Aber Frau Germania fordert mit den Briefmarken in jeder Minute häufiger zu solcher Prüfung auf, guten Geschmack heraus, als der reiselustigste ihrer Söhne mit Visitenkarten sein Leben lang.

Man wird zugeben, daß diese Gedanken nichts in irgend einer Weise Geheimnisvolles oder Neues enthüllen. Was sie sagen, liegt, wie der Schinken auf dem Butterbrot, jedem, der's besehen will, offen. Und sehr viele Leute haben's auch schon besehen. Und schon wesentlich mehr als einer hat gesagt: Da Briefmarken und Münzen vom Staat hergestellt werden, warum bemüht sich der Staat nicht, hier das Bestmögliche zu geben, das gegeben werden kann? Warum ruft er nicht seine Künstler für diese volkstümlichsten aller Aufgaben der bildenden Kunst zum Wettbewerbe auf? Ach, während um ein Denkmal in irgend einer kleinen Stadt, das nur einmal da ist und vielleicht nur zweimal im Jahr von andern als Einheimischen besehen wird, ein großer Apparat willig in Szene gesetzt wird, erhalten wir unsre Münzen und Marken mit ihren Millionen von Ausführungen sozusagen auf dem Verordnungswege. Weißt du etwa, lieber Leser, wer die verbreitetsten deutschen Kleinkunstwerke, die den stolzen Namen des Reiches führen, gestaltet hat? Der Franzose weiß es von seinen Marken und Münzen: Männer, die er unter seinen besten Künstlern nennt. Aber wir in Deutschland? Unsre Münzen und Marken — o, sie nebeln uns undurchsichtigen Höhen gelegentlich auf uns herab, ohne daß irgendwer von uns gewöhnlichen Staatsbürgern vor dem Fall von ihren Urhebern wüßte. Selbst wenn sie da sind, erfährt höchstens bei den Münzen einmal der eifrig Forschende Bescheid, bei den Briefmarken bleibt des Erfinders großer Name in ein wohltätiges Dunkel gehüllt. Denn daß man z. B. für die jetzigen Marken aus dem Reichspostamt um die Ecke zum nächsten Geschäftsmarkenladen geschickt habe, ist eine unerwiesene Behauptung, geeignet, einen tüchtigen Ladeninhaber in der Leipziger Straße zu diskreditieren.

Der Scherz verletze nicht! Die Schuld trifft einzelne Menschen, sie trifft eine Einrichtung, die hier Männer zwingt, über künstlerische Fragen zu entscheiden, die weitab von ihren eigentlichen Arbeiten liegen. Vielleicht spielen auch noch andere Faktoren mit hinein — was hätt' es für Zweck, von ihnen zu sprechen, wenn es nicht Vorwürfe und ärgerlich Blut zu machen, wenn es zu bessern gilt? Wollen wir endlich Marken und Münzen bekommen, die des neuen Reiches Herrlichkeit würdig sind, so muß man vor allem sehen, wie solche sein könnten. An der Anschauung wird der Wille erstarken, hierin nicht länger selbst hinter kleinen Ländern zurückzustehen. Und hat man den Willen lebendig und ernst, so findet man nach dem alten Spruch auch den Weg.

Auf, beginnen wir nun endlich mit der Vorarbeit zu einer künstlerischen Münz- und Markenreform!

*) Zu dem Preisausschreiben des Dürerbundes im „Kunstwart".

*

* **Spanische Zensorenstreiche.** Man schreibt der „Voss. Ztg." aus Madrid: Der streitlustige und witzige Abgeordnete Soriano erzählte im Unterhaus eine kleine Anekdote, die die Heiterkeit der Zuhörer in hohem Grade erregte. Soriano teilte nämlich mit, er habe neulich in seinem in Valencia erscheinenden Blatt „El Radical" einen Artikel von seligen Alphonse Daudet abgedruckt, der vom Zensoren als strafbar angesehen wurde. Der Zensor fragte den Herausgeber der Zeitung, wer dieser Daudet sei, und im Scherz antwortete Soriano, das sei einer der Redakteure des „Radical", worauf der Zensor den toten Romancier gerichtlich belangte. Das erinnert an einen ähnlichen Fall, der sich 1896 in Leon ereignete, damals, noch der blutigen Emeute in der Madrider San Gil-Kaserne, wo der Belagerungszustand über ganz Spanien verhängt worden. Das Lokalblatt „El Mirlo", dessen Redakteur der nachmals zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Satiriker José Estrañi war, hatte einige harmlose Verse von Calderon de la Barca veröffentlicht, die der militärische Zensor beanstanden zu müssen glaubte. Er ließ also den Redakteur zu sich rufen und sagte ihm, das Blatt dürfe in der vorgelegten Form erscheinen, nur müßten vorher die in Rede stehenden Verse gestrichen werden. „Diese Verse enthalten aber doch nichts Strafbares", wandte der Redakteur ein. „Ich streiche sie", sagte der Zensor, „nicht weil sie strafbar", sondern weil sie sehr schlecht sind." „Diese Verse sind von Pedro Calderon de la Barca", sagte der Redakteur, worauf der Zensor barsch erwiderte: „Ich kenne den Herrn nicht, wenn er sich aber zu mir bemühen will, werde ich es ihm ins Gesicht sagen, daß seine Verse nichts taugen."

* **Zum Arionentag in Meißen.** Der Arionen-Frauenchor und Mitglieder des Alt-Arion aus Leipzig veranstalteten am letzten Sonntag unter Leitung ihres Chormeisters Oberlehrer Hans Hofmann im Dom zu Meißen ein geistliches Frühkonzert, über dessen aufgezeichneten Verlauf folgendes berichtet wird: An eine solche Auslese von Sängern und Sängerinnen darf man selbstverständlich die höchsten Ansprüche stellen, und diese sind durchaus erfüllt worden. Unsere heimischen Sangeskräfte haben hier einmal ein Muster vor sich gehabt in der Zusammensetzung und Färbung der Stimmen, im mannigfaltigen Ausdruck, in der Verinnerung des Vortrages, in der strafffen Zucht und Selbstbeherrschung und vor allem ein Vorbild für ein vollkommenes, in den herrlichen Raume wie überirdisch wirkendes Piano. Die beiden Männerchöre dirigierte Herr Dr. Paul Klengel, die gemischten Chöre Herr Oberlehrer Hans Hofmann. Frau Martha Bermann, die mit ihrer großen edlen Stimme auch im Chore den weiten Raum beherrschte, ist eine seltene Vereinbarkeit, indem sie die Frische und Naivität der Natursängerin mit vollendeter Virtuosität verbindet; ihre Aussprache ist vorbildlich, ihr Ton keusch und fromm; man kann sich vorstellen, daß die Engel im Himmel so singen müssen wie sie. Was sie lehrt, wurde aber deutlich, sobald der vom Studium zum Heldensänger berufene Tenor, Herr Seydel-Altenburg, seine warme verführerische Stimme erhob, in der alle verhaltene dramatische Kraft zitterte, und die alle Nerven des Hörers zum Mitschwingen brachte. Seine Höhe ist fast jugendlich, die Mittellage von wunderbarer Fülle und Rundung, nur die Tiefe muß noch breiter und kräftiger werden, um einen lyrischen Tenor zur Vollendung zu bringen von unwiderstehlichem, süßellem Stimmzauber. Fräulein Käte Häbler konnte sich mit der Violine neben zwei so mächtigen Stimmen nur schwer die verdiente Geltung erwerben, denn für dieses zarte Instrument ist unser Dom doch zu weiträumig. Mit der ihm wohl ganz fremden Orgel fand sich Herr Studiosus Kurt Gorn erstaunlich gut ab."

* **Hochschulnachrichten.** Aus Dresden schreibt uns unser Korrespondent: Die durch den Tod des Geheimrats Professor Stern erledigte Professur an der Kgl. Technischen Hochschule in Dresden für Literatur ist dem Literarhistoriker und Schriftsteller Prof. Dr. Oskar F. Walzel an der Universität Bern übertragen worden. Walzel hat sich durch Herausgabe von Briefen Schlegels und Chamissos, durch Schriften über Schiller und Goethe, sowie über einzelne Werke Schillers und Kleists, ferner durch Herausgabe der „Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte" bekannt gemacht. In Frage kamen für die Professur noch Ferdinand Avenarius, der ablehnte, sowie Prof. Werner-Freiburg i. Br. Der König hat die Berufung bereits genehmigt. — Zwei amerikanische Professoren werden im nächsten Wintersemester an der Berliner Universität gleichzeitig lehren. Professor Hadley, der, wie wir vor einiger Zeit meldeten, von der Yale-Universität als Inhaber der Roosevelt-Professur nach Berlin kommt, wird Vorlesungen über Volkswirtschaft und Sozialpolitik in den Vereinigten Staaten in deutscher S